

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2021)

Heft: 39

Artikel: Ein Gespräch mit Barbara Buser

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1044329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

A portrait of Barbara Buser, a woman with short, curly hair, wearing glasses, a dark cardigan, and a light-colored scarf. She is looking directly at the camera with a neutral expression. The background is a plain, light-colored wall.

Ein Gespräch mit
Barbara Buser

trans magazin

trans magazin sprach mit Barbara Buser vom «baubüro in situ», die ab Herbst 2021 für ein Semester am Department Architektur der ETH Zürich lehren wird, wie man vorhandene Bauteile und Materialien wiederverwenden kann, und warum man das tun sollte. Sie äussert sich über ihre Geschichte, ihre Erfahrungen und die Genugtuung, dass die architektonische Lehre endlich ihre Ideen aufgreift.

TM Wie hast du dich gefühlt, als du nach deinem Architekturdiplom die ETH Zürich verlassen hast? Mit welchen Ideen kehrst du nun zurück?

BB Gestern habe ich es nochmals ausgerechnet: 42 Jahre ist es her, dass ich mein Studium abgeschlossen habe, und ich war ziemlich unbefriedigt von dieser Schule. Obwohl sie einen grossen Freiraum geboten hat. Ich habe Ideen kennengelernt, Städte kennengelernt und Menschen, die einen sehr weiten Horizont hatten. Das war grossartig. Vor allem sind mir die Seminarwochen im Gedächtnis geblieben, weil die so zentriert auf ein Thema sind. Ich biete übrigens eine Seminarwoche an, zusammen mit Solange Mbanefo. Solange stammt aus Nigeria, ist Architektin und arbeitet zum Thema Frauen und Architektur. Und das leitet gerade über zum nächsten Thema – das mit den Frauen auf dem Bau.

Das ist eine Katastrophe. Immer noch. Wir waren damals 10 Prozent Studentinnen und 90 Prozent Studenten. Heute ist es ja ungefähr ausgeglichen. Und trotzdem überall, in jedem Seminar, in den Workshops, in jedem Artikel, auf jeder Homepage sehe ich vor allem Männer. Das müsst ihr unbedingt ändern. Es ist wichtig, dass die «Bauerei» weiblicher wird. Es geht nicht, dass die Männer allein bestimmen, wie ein Haus, eine Wohnung aussehen soll. Und die Frauen? Sie machen dann die Arbeit, sie wohnen dann drin. Ich bin eine grosse Verfechterin dessen, dass die Leute, die in einem Haus oder in einer Wohnung leben, sagen müssen, wie sie wohnen wollen, wie es aussehen und organisiert sein soll und so weiter.

Im Baugewerbe sind Frauen sind einfach immer noch aussen vor. Wohin verschwinden sie? Das war schon damals einer der Gründe für mein Unbehagen. Nach meinem Abschluss war die Arbeitsmarktlage schlecht, wir waren 230 Studierende, davon eben etwa 10 Prozent Frauen, und es gab keine Stellen. Ich habe mich gar nicht erst beworben, weil sowieso klar war, dass es ein Riesengerangel um die wenigen ausgeschriebenen Stellen geben wird. Ich wollte auch nie in einem Architekturbüro arbeiten.

Stattdessen habe ich ein Praktikum bei einem Haustechnikbüro gemacht, um die technischen Seiten des Bauens besser zu verstehen: Heizung, Lüftung, Sanitär. Das ist das, was an der ETH damals zu kurz gekommen ist. Ich war sehr enttäuscht, dass es so wenig praktisch ausgerichtet war. An der ETH hiess es immer: «Ihr müsst das gar nicht verstehen. Ihr müsst nur den Überblick behalten. Das machen dann die Spezialisten.» Das war mir entschieden zu vage. Ich habe während meines Praktikums gleich ein Haus gebaut, zusammen mit Bauern im Emmental. Die haben selber gebaut. Ich musste ganz praktisch arbeiten. Vor allem musste ich mit den Leuten dort kommunizieren. Da ging es um Zement und Backsteine, um Blasen an den Fingern und frühmorgens aufstehen, schnell berechnen, wie viel Mörtel wir heute brauchen, Material bestellen und und und. Es war das pure Gegenteil zur ETH, wo man sich in sehr theoretischen Sphären bewegte.

Damals habe ich nicht einmal mein Diplom abgeholt und mir gesagt «nie wieder ETH». Sicher keine Laufbahn an der ETH. Und nun, nach meiner Pensionierung, komme ich doch noch einmal für ein Semester zurück, weil jetzt endlich das ernst genommen wird, wofür ich schon seit 30 Jahre lang kämpfe: Schonen von Ressourcen, Abfallvermeidung und Wiederverwendung. Und so habe ich mir gesagt: Wenn jetzt die ETH selber auf die Idee kommt, dass das Thema Wiederverwendung wichtig wird, dann mach' ich eine Ausnahme.

TM Wann begann dein Interesse an Wiederverwendung?

BB Ich habe mich nach dem Diplom, wie gesagt, um keine Anstellung beworben. Mein damaliger Freund hat das Nachdiplomstudium für Entwicklungshilfe gemacht und eine Stelle im Ausland gesucht. Wir fanden beide eine Arbeit im Südsudan, wo wir als «site engineers» für das HEKS Brunnen gebaut haben. Wir kamen dorthin mit 80 Kilo Gepäck – nicht mehr für dreieinhalb Jahre. Da hat man schnell gelernt, jedes Stückchen Papier aufzuheben, jeden Plastik oder jeden Gummi zu behalten, weil man den ja nochmals brauchen könnte. Ich habe

mir die NZZ-Fernausgabe bestellt und diese nach dem Lesen als Toilettenpapier benutzt. Jede Büchse, jedes Stück Glas, alles wurde irgendwie verwendet, Glasscherben wurden zum Abkratzen von Farbe gebraucht und so weiter. Dort wurde ich für die Frage sensibilisiert, was Abfall ist, was man noch brauchen kann und was man aufbewahrt.

Anschliessend war ich während sechseinhalb Jahren im Auftrag der DEZA in Tansania, für den Unterhalt der Universität in Dar es Salaam verantwortlich. Die Uni ist ein Dorf mit etwa 10 000 Einwohner_innen, sämtliche Studierende, die Assistierenden, die Professor_innen, die Reinigungskräfte, die Administrator_innen – alle – wohnten auf dem Campus. Ich hatte 400 Mitarbeiter_innen, aufgeteilt auf 14 Abteilungen. Eine davon war die Abfallentsorgung. Um die habe ich mich nicht gross gekümmert, sie war nie ein Problem. Nach zwei Jahren fuhr ich einmal mit dieser Truppe mitgegangen, um zu schauen, wie denn überhaupt das Abfallentsorgungssystem funktioniert. Wir fuhrten mit dem Traktor, und haben die Säcke eingeladen, auf den Anhänger gekippt. Der Traktor fuhr zu einer abschüssigen Halde und der Anhänger wurde ausgekippt. Die schweren Teile blieben liegen, die leichten kullerten den Hang hinunter. Dann kamen die Leute, die dort in der Nähe wohnten, und haben alles aussortiert. Am Schluss blieb nichts liegen, weil jedes Material einen Wert hatte – und eben deshalb gab es nie ein Problem mit dieser Abteilung.

Danach war ich auf einem Heimaturlaub in der Schweiz, in Basel. Ich habe beobachtet, wie in einer grossen Genossenschaftssiedlung die Badezimmer ausgewechselt wurden. Die Wasserhähne wurden auf einen Haufen geschmissen, die Wasserleitungen auf einen anderen. «Die werden eingeschmolzen», meinten die Handwerker auf meine Nachfrage. Und das obwohl diesen Wasserhähnen höchstens eine Dichtung gefehlt hat, die vielleicht 5 Cent kostet. Aber sie waren nicht mehr modisch genug.

Kurz davor hatte ich in Tansania Hunderte von Wasserhähnen bestellt. Aufgrund der Beschaffungsvorschriften musste ich die günstigen Produkte aus China bestellen. Allerdings waren sie schon kaputt, als sie in Dar es Salaam ankamen. Da habe ich mich wieder an die Wasserhähne aus der Schweiz erinnert und realisiert, wie hochstehend die Qualität unserer Bauteile in der Schweiz ist. Das Material spielt in der Schweiz finanziell, im Vergleich zu den hohen Löhnen, keine Rolle. In Tansania hingegen ist jeder Ziegel, jeder Wasserhahn wertvoll und wird auch einzeln aufbewahrt.

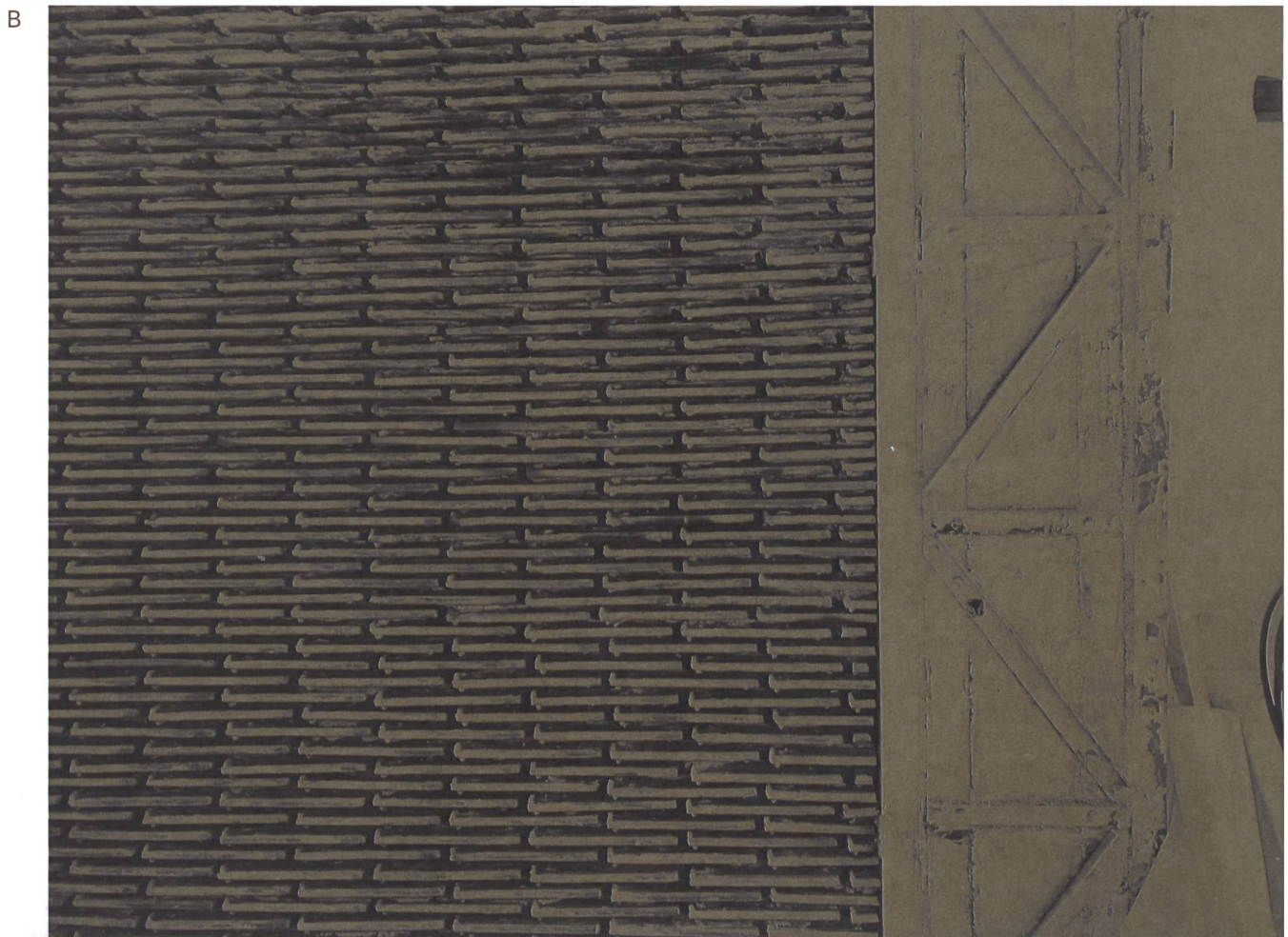
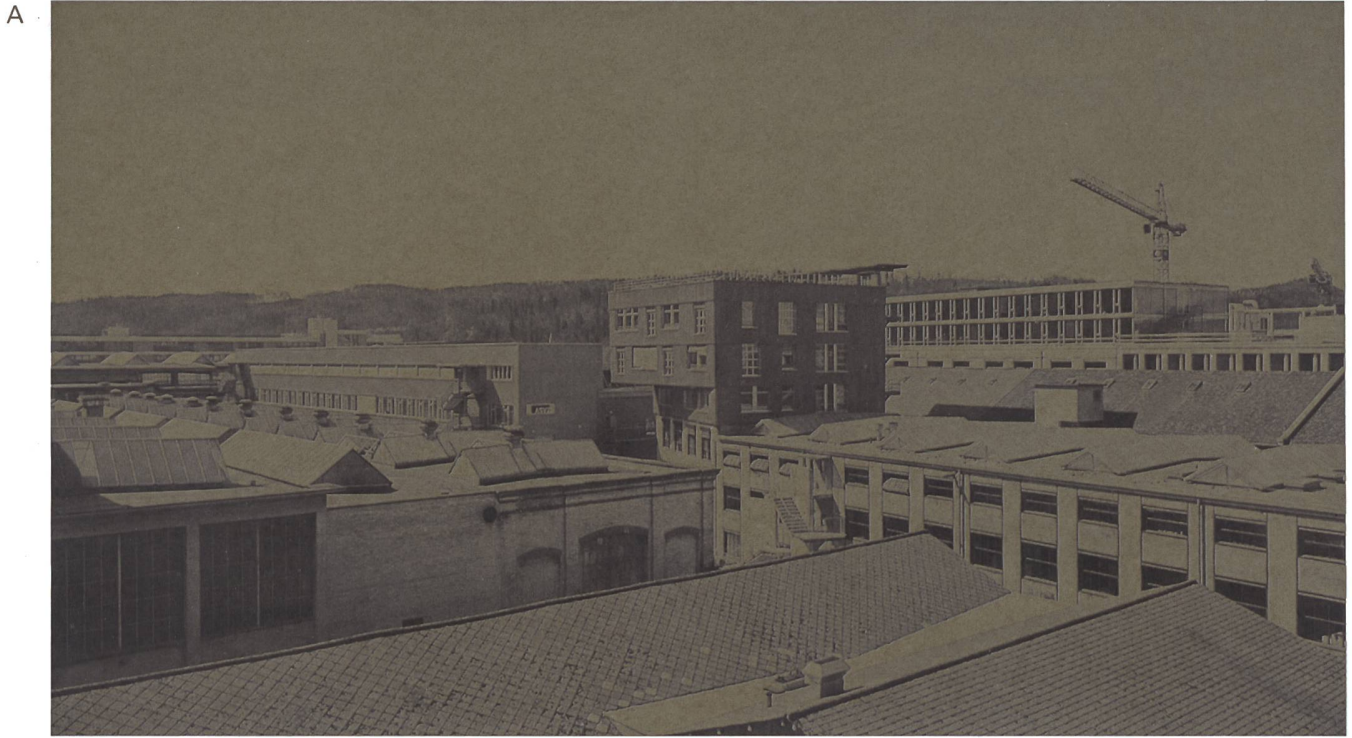
TM Was hast du für einen Bezug zu dem Begriff des Komforts?

BB In Tansania hatte ich diese Uni vor mir und den Auftrag, den Gebäudeunterhalt zu organisieren. Die Uni war 1956 kurz vor der Unabhängigkeit von Grossbritannien gebaut worden. Alles aus importierten Materialien. Ich habe damals eine Schadensschätzung gemacht und dabei kam ich bin auf 25 Millionen gekommen. Das klingt nach nicht so viel für so ein grosses Gebäude, aber damals war das eine enorme Summe. Ich hatte anfangs nur 800 000 zur Verfügung. Weil ich also nur einen Bruchteil des benötigten Geld bekam, wie ich brauchte, um alles schön zu renovieren, musste ich Kriterien aufstellen.

Das erste Kriterium war: Gefahr für Leib und Leben vermeiden. Das ist das Erste, was man verhindern muss, dass zum Beispiel Betonteile von den Hochhäusern herunterfallen und jemanden verletzen. Oder es braucht Moskitonetze, denn ohne Netz wird man von Mücken gestochen und bekommt Malaria. Das wichtigste Kriterium war also die Sicherheit. Das zweite Kriterium war die Funktionalität. Die Hörsäle etwa waren so undicht, dass bei einem Regenguss die Vorlesungen beendet werden mussten. Man hat den Professor schlicht und einfach nicht mehr verstanden. Das dritte Kriterium war Komfort. Aber dazu sind wir gar nicht gekommen. Unter Komfort haben wir beispielweise verstanden, Wände neu zu streichen. Also die Schönheit. Damit eine Wohnung wieder angenehmer, schöner wird. Das, was man ausser Acht lässt, wenn man sich erst um die Sicherheit kümmern muss und darum, dass ein Gebäude die Funktion erfüllt, für die es gebaut wurde.

Deshalb war ich auch anfangs sehr zögerlich, als ihr mich für ein Interview angefragt habt, und habe ausweichend geantwortet. Komfort ist also wirklich nicht mein Thema. Aber was man unter Komfort versteht, ist letztlich eine Frage der Definition. Auch die Sicherheit kann eine Grundlage für den Komfort bieten. Und dann wird es schon substanzieller.

Dazu gibt es noch eine schöne Geschichte: Als wir im Südsudan arbeiteten, haben wir italienische Missionare getroffen und die haben uns Folgendes erzählt: «Wenn wir irgendwohin gehen, dann bauen wir erst ein Haus, wo wir sicher schlafen können. Als Zweites bauen wir einen Garten an, damit wir etwas zu essen haben. Und auch Trauben, für den Messwein natürlich. Das kann mehrere Jahre dauern. Und dann, wenn wir etabliert sind, wenn uns wohl ist, wenn wir gesund leben können, dann erst können wir hinausgehen und für die anderen



A baubüro in situ, K.118, Neubau aus wiederverwendeten Bauteilen, Winterthur, 2021, Bild: Barbara Buser
B baubüro in situ, K.118, Wand aus alten Dachziegeln, Winterthur, 2021, Bild: Barbara Buser

etwas tun.» Das ist auch wichtig. Denn wenn es einem selber nicht gut geht, kann man nicht anderen helfen wollen.

TM Wie kam für dich die Wiederverwendung in die Schweiz?

BB Zurück in der Schweiz wollte ich aufgrund meiner Erfahrungen in Afrika etwas gegen die Verschwendung von Baumaterialien hier unternehmen. Unterdessen gab es ein neues Phänomen: das Internet. Meine Kollegin Klara Kläusler und ich hatten die Idee, diese neue Plattform zur Vermittlung von Bauteilen zu nutzen: Denn was für die einen Abfall ist, ist für andere gesuchter Rohstoff. So begannen wir, eine Datenbank aufzubauen mit Angeboten von und Suchanfragen nach Bauteilen: die Bauteilbörse. Das war Pionierarbeit – «ebay», «Ricardo» und «tutti» kamen alle erst später!

Die Idee kam sehr gut an. Wir hatten einen total hektischen Telefonbetrieb, weil alle etwas anmelden wollten. Es ist den Schweizer_innen nicht ganz wohl dabei, funktionierende Dinge wegzuwerfen. Aber oftmals konnten wir in so kurzer Zeit die Materialien nicht vermitteln, aber sie hatten wenigstens ihr Gewissen beruhigt. Wir waren das Alibi.

Nach einem Jahr haben wir gemerkt, dass wir selber überhaupt nicht mehr zum Arbeiten kamen, und uns wegen einer finanziellen Unterstützung an das Amt für Umwelt und Energie in Basel gewendet. Es gab damals schon ein Eidgenössisches Abfallgesetz, in dem stand, dass Abfälle vermieden, wiederverwendet, recycelt oder letztendlich thermisch verwertet werden müssen. Nur wurden auf den Baustellen noch keine Materialien getrennt. Und von Wiederverwendung war schon gar nicht die Rede. Das Amt für Umwelt und Energie hat uns mitgeteilt: «Wir können euch kein Geld geben, aber wir geben euch arbeitslose Architektinnen. Die können euch mindestens helfen, das Telefon abzunehmen.» Zuerst konnten wir vier Personen beschäftigen, dann zwölf, dann waren es sechzig. Die Zahl ist ziemlich rasch angestiegen.

Als wir unsere Statistik ausgewertet haben, haben wir tatsächlich ein paar Tonnen Abfall, die wir vermieden haben, aber im Vergleich mit der Abfallmenge war das nicht einmal ein Tropfen auf den heissen Stein. Die Bauteilbörse wurde sehr bekannt, allerdings mehr als Beschäftigungsprogramm für arbeitslose Menschen, denn als ernst zu nehmendes abfallvermeidendes Unternehmen. Es gab viele Nachahmer_innen. Zeitweise gab es bis zu 20 Bauteilbörsen in der Schweiz. Vor drei, vier

Jahren sind viele Bauteilbörsen in die Krise geraten und haben keine Leute mehr bekommen. Denn es herrschte Hochkonjunktur kurz vor der Pandemie.

Die Arbeitslosen hatten plötzlich eine Stelle, und die Bauteilbörsen mussten reihenweise schliessen. Denn es funktionierte ja so: Die Arbeitslosenversicherung hat auch uns dafür bezahlt, dass wir die Leute sinnvoll beschäftigten.

TM Wie kam die Idee zustande, ein Gebäude aus wiederverwendeten Materialien zu bauen?

BB Auf dem Lagerplatz in Winterthur, den ich gemeinsam mit Klara Kläusler, mit der ich damals die Bauteilbörse gegründet hatte und meinem Büopartner Eric Honegger während 12 Jahren entwickelt hatte, wollten wir ein Leuchtturmprojekt machen. Wir hatten die Idee ein Gebäude komplett aus gebrauchten Bauteilen herzustellen: Der Kopfbau der Halle 118 sollte um drei zusätzliche Stockwerke aufgestockt werden. Und das mit wiederverwendeten Bauteilen.

Das hat der ganzen Szene wieder einen Schub gegeben: die Wiederverwendung systematisch von der Theorie her anzupacken, nicht nur von der praktischen Seite. Mit dem Projekt K 118 wurde die Idee so richtig bekannt und das Interesse daran ist riesig. Und als dann noch die Anfrage kam von der ETH, da habe ich mich gefreut, dass die winzige Nische, in der wir gearbeitet haben, nun ein bisschen grösser wird – denn Mainstream wird die Wiederverwendung wahrscheinlich in der Schweiz nie werden. Wichtig ist, dass das Verständnis für die materiellen und immateriellen Werte der Bauteile und Materialien verstärkt wird.

TM Wie betrachtest du die neue Generation der Studierenden? Wen wirst du unterrichten?

BB Eurer Generation kommt eine entscheidende Rolle zu. Es ist wichtig, dass in der Bauwirtschaft viel mehr Frauen beteiligt sind. Für eure Generation wird es richtig brenzlich mit dem Klimawandel. Ihr müsst dagegen etwas tun. Die Menschheit kann so nicht weitermachen. Ihr müsst rebellisch werden und selbständig denken. Ihr müsst die Nachrichten genau analysieren. Kann das überhaupt sein? Stimmt es überhaupt, was uns da erzählt wird? Ihr müsst eure eigenen Schlussfolgerungen ziehen und danach handeln. Deshalb finde ich es absolut spannend, dass ich für die Lehre an der ETH angefragt worden bin. Ich möchte Wege aufzeigen, was man ohne viel Geld, aber anderem und selbstständigem Denken realisieren kann. Es wird auch darum gehen, dass man selber etwas macht.

- TM Was sind deine Pläne für diese Generation der Studierenden an der ETH?
- BB Wir haben das Semester in drei Phasen aufgeteilt. In der ersten Phase gehen wir Bauteile jagen und aufspüren, sei es mit dem Fahrrad, sei es zu Fuss, sei es in den Nachrichten. Wir werden analysieren, woraus ein Gebäude gebaut ist. Wir werden die vorgefundenen Materialien anschauen und überlegen, was man davon wiederverwenden kann.
- Wir wollen ausprobieren, was man mit vernünftigem Aufwand heutzutage retten und wiederverwenden kann. Die Studierenden werden selbst Bauteile demontieren, zum Beispiel Fenster. Fenster sind sehr komplizierte Bauteile. Es kommt extrem darauf an, wie sie montiert sind, zum Beispiel geschraubt oder geschäumt. Wie kann man solche Fenster zerstörungsfrei demontieren? Das sind keine selbstverständlichen Dinge. In der zweiten Phase sollen die Studierenden selber ein Mock-Up bauen. Zum Beispiel ein Stück Fassade oder einen Boden mit Anschluss an die Tragstruktur. In der dritten Phase werden wir probieren, die Dinge, die wir gefunden, analysiert und ausprobiert haben, neu zusammensetzen und ein neues Gebäude daraus zu bauen.
- In der Schweiz produzieren wir 17 Millionen Tonnen Bauabfälle im Jahr. Das heisst, wie haben eine riesige Auswahl an Materialien. «Wir können absahnen», würde mein Partner Marc Angst sagen. Zum Beispiel nehmen wir von einer Granitfassade nur die unterste Reihe, da wir diese ohne Hebewerkzeuge demontieren können. Alles weitere bleibt hängen. Es wird zerschlagen und als Füllmaterial für Strassen benutzt.
- TM Das «baubüro in situ» lehrte auch an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Könntest du erläutern, wie ihr dort unterrichtet habt?
- BB Mit der ZHAW war es total spannend, weil die Hochschule sich auch auf dem Lagerplatz in Winterthur befindet. Mit Andreas Sonderegger, Marc Loeliger, Guido Brandi und Eva Stricker von der ZHAW, haben wir einen Kurs veranstaltet, in dem die Studierenden selber Bauteile demontieren mussten, diese prüften, putzten, und mit einem QR-Code kennzeichneten. Diese Informationen werden in eine Materialbibliothek eingegeben, eine Art Warenkatalog. Die Studierenden haben dann unseren Warenkatalog zu Verfügung gestellt bekommen und es wurde ihnen dieselbe Entwurfsaufgabe gestellt, die wir auch hatten. Das war total spannend: Es wurden zwanzig total verschiedene Projekte,
- Pläne und Modelle aus denselben Materialien entwickelt. Das hat mich darin bestärkt, dass die Kreativität durch die Wiederverwendung nicht eingeschränkt, sondern im Gegenteil angeregt wird.
- TM Die Bauherr_innen, mit denen ihr arbeitet, müssen wohl sehr offen und mutig sein, sich solchen zirkularen Bauprozessen zu widmen. Wie ist deine Erfahrung, sie davon zu überzeugen, sich darauf einzulassen?
- BB Die Antwort fällt ganz unterschiedlich aus. Wir haben in den letzten zwanzig Jahren mit Stiftungen gearbeitet, mit Pensionskassen, mit Privaten, mit Genossenschaften. Die einen sind aufgrund der Erfahrung, die sie mit uns gemacht haben bereit, auf so ein Experiment einzusteigen wegen der Erfahrung, die wir haben. Bei anderen stossen wir an Grenzen. Sie finden es zum Beispiel unappetitlich, eine gebrauchte Toilette wieder einzubauen. Aber eine Neue ist ja nach zwei Tagen auch schon gebraucht! Andere lassen sich einfacher überreden. Man muss wirklich versuchen, die Leute zu überzeugen, und das ist lange Arbeit. Im Moment ist Wiederverwendung verstärkt im Fokus von Wettbewerbsjurys – ganz zaghafte noch.
- Ich bin in verschiedenen Jurys engagiert und stelle das Thema zur Diskussion. Ich möchte, dass in den Kriterien mindestens bewertet wird, wenn man das Alte stehen lässt und daraus etwas Neues gestaltet. Das Umnutzen eines Gebäudes ist in Bezug auf die graue Energie immer besser als ein neues herzustellen. Und wenn neu, dann müsste es aus wiederverwendeten Materialien sein. Ich denke, auch hier ist die Sache im Wandel: Es gibt viele Genossenschaften, die klimaneutral bauen wollen. Allerdings wird noch nicht klar genug gesagt, dass dies zurzeit gar nicht möglich ist. Wenn man mit Beton baut – und den braucht man schon nur für die Fundamente – müsste das verwendete CO₂ kompensiert werden. Die Stadt Zürich hat eine Studie in Auftrag gegeben, und die besagt eindeutig: Wenn man klimagerecht bauen will, dann darf man im Moment gar nichts mehr neu bauen. Es braucht zuerst natürliche Baumaterialien, wie zum Beispiel Pilzmyzel, dasin Isolationsmaterial bildet, das man in Formen wachsen lässt und dann verwendet.
- Solche Ideen und Handlungsweisen müssen sich wirklich schneeballartig verbreiten. Man muss überall dafür kämpfen: Bei den Behörden, bei den Investor_innen, bei den Bauherrschaften, bei den Architekt_innen selber. Wenn dabei alle einmal mitmachen und auf diesen Zug aufspringen – umso besser! Aber es ist noch nicht getan.

TM Warum hast du dich für ein Architekturstudium entschieden, woher kam dein Interesse?

BB Eigentlich war meine Hauptfrage – und die habe ich immer noch nicht beantworten können, auch nach 40 Jahren nicht: Welchen Einfluss hat die Architektur auf die Menschen? Schafft gute Architektur gute Menschen? Beeinflusst schlechte Architektur die Menschen so, dass sie schlecht werden? Ich war lange Zeit überzeugt davon, dass wirklich gute Architektur etwas bewirkt und die Menschen eben besser macht, indem sie ihnen ein besseres Leben ermöglicht. Aber ich bin nicht mehr so sicher. Vor allem kommen wir jetzt wieder zu den Frauen – dass Frauen andere Architektur machen als Männer. Hier müssen wir unbedingt mehr den Fuss hineinstellen.

Ich bin ausserdem auch noch ein bisschen familiär vorbelastet. Mein Vater war Bauingenieur. Wir haben zuhause ständig über Brücken und Straßen und Kläranlagen geredet. Beziehungsweise er hat geredet. Für mich war das Bauen so frühzeitig präsent. Bauingenieurwesen zu studieren habe ich mirhaber nicht zugetraut. Dort gab es damals an der ETH Zürich nur ein Prozent Frauen!

Nach dem Architekturstudium an der ETH Zürich baute Barbara Buser von 1980 bis 1984 als Entwicklungshelferin Brunnen im Südsudan. Von 1986 bis 1991 erneuerte sie im Auftrag der DEZA Gebäude und Infrastruktur des Universitätscampus in Dar es Salaam, Tansania, wo sie auch ihren Lebensgefährten Max Honegger kennen lernte. Zurück in Basel begann sie – als erste Frau – als Kapitänin auf der Münsterfähre zu arbeiten.

Besonderes Gewicht legt sie auf nachhaltiges Bauen, hatte sie doch zusammen mit Klara Kläuser die erste Bauteilbörse gegründet. In der Folge initiierte und begleitete sie verschiedene Umnutzungsprojekte wie das Unternehmen Mitte, das Gundeldinger Feld, das Walzwerk et cetera. Mehrere Auszeichnungen für ökologisches Bauen und Nachhaltigkeit sowie der Grand Prix Meret Oppenheim krönen diesen Einsatz.